

■ Afrika I ■

»Es klingt wie ein Märchen«

Warum der Schwarze Kontinent mehr zu bieten hat, als der weiße Blick wahrnimmt

VON WALTER MICHLER

Spenden- und Solidaritätsaufrufe rücken zum Advent einen Kontinent in unser Bewußtsein, der als Sinnbild für Kriege und Krisen gilt. Aber Afrika ist mehr: In der Tatkraft und Würde seiner Menschen zeigt der Erdteil sein wahres Gesicht. Unsere Hilfe braucht er dennoch (Seiten 3-5)

■ Der Mann hat mich tief beeindruckt: Haleka Gebru, 61 Jahre, groß gebaut, von drahtig-kraftiger Gestalt. Ein Marathontyp und einer, dem man anmerkt, daß er zupacken kann. Die tiefen Furchen in seinem bärtigen Gesicht verraten, daß ihm in seinem Leben nichts geschenkt wurde. Seine Miene strahlt tiefe Gelassenheit und innere Ruhe aus. Und sein stets kerzengerader schneller Gang dokumentiert viel von jener Würde und jenem gesunden Stolz, der typisch ist für die Bergbauern Äthiopiens.

Haleka Gebru lebt im hohen Norden seines Landes, in dem jetzt autonomen Bundesstaat Tigray des Vielvölkerstaats. Der 61jährige Bauer und Diakon der äthiopisch-orthodoxen Kirche repräsentiert für mich das andere, unbekannte Afrika, demgegenüber unser Medienapparat erblindet ist. „Hier bei uns ist eine Zeitenwende eingetreten“, erzählt mir Haleka Gebru beim Besuch seines Gehöftes Anfang dieses Jahres. Dabei zeigt seine schwielige Hand auf die überfüllten Getreidespeicher neben seinem Wohnhaus, dessen Ausmaße und Bausubstanz dem eines deutschen Bergbauern ziemlich nahekommen. (Merke: Nicht alle Afrikaner leben in Hütten.) Gebrus Felder allerdings bestehen aus unerbittlich kargen Böden, ausgewaschen von den sintflutartigen Regenfällen dieses Hochgebirges. Dennoch hat er vor kurzem eine Rekordernte eingefahren.

„Das von deinem Land unterstützte Programm unserer Regierung hat unser Leben total verändert“, versichert mir der Bauer. „Erstmals kann ich meine Familie aus eigener Kraft ernähren. Und es ist sogar noch ein Überschuß geblieben, mit dem ich auf dem Markt endlich ein bißchen Bargeld erwirtschaften kann.“

So wie bei Haleka Gebru hat sich das Schicksal eines Riesenheeres äthiopischer Bauern gewendet. Sie haben bei der - von der Regierung konzipierten und vom Ausland gestützten - Ernährungssicherungskampagne mitgemacht. Die hat ihre Heimat von der gescheiterten Roten Revolution des Diktators



Selbstbewußtsein, Wohlstand, Lebenslust - die Bilder des westafrikanischen Fotografen Cornélius Augustt (Porträt siehe Seite 5) dokumentieren einen Alltag des Schwarzen Kontinents, wie er westlichen Fotografen bislang verborgen blieb

Alle Fotos Seiten 3-5: Cornélius Yao Azaglo Augustt/ mit freundl. Genehmigung von GEO

Mengistu Halle Mariam zur hoffnungsvollen Grünen Revolution geführt. Äthiopien, im Westen als Hungerland klassifiziert, hat 1997 erstmals in seiner Geschichte Grundnahrungsmittel exportiert. Haleka Gebru ist einer von zahllosen „Modellbauern“ in Tigray. In Kursen gibt er sein Wissen über ertragsfördernde Anbautechniken an 20 Bauern seiner Nachbarschaft weiter - ehrenamtlich natürlich, wie er sich schon sein ganzes Leben lang bemüht, Land und Leute zu mobilisieren. Fast 20 Jahre hat er für jene Befreiungsfront aus dem Norden gearbeitet, die im

Sommer 1991 das sozialistische Regime Mengistus niederrang. „Der lange Krieg wütete bei uns hier am schlimmsten“, erinnert er sich. „Als der Sieg errungen war, mußten wir bei Null beginnen.“ Kein Zweifel, dieser Mann nimmt, entgegen dem Stereotyp von der Duldsamkeit Afrikas, sein Schicksal selbst in die Hand.

Über Äthiopiens Hungerkatastrophen der letzten Jahrzehnte war viel zu lesen und zu sehen. Die Grüne Revolution und die damit verknüpfte millionenfache Marathonleistung der Bauern war bestenfalls ein Randthema. Das Positive als Sensation ist kein Thema. „Gute Nachrichten aus Afrika“, schrieb Michael Birnbaum, Korrespondent der „Süddeutschen Zeitung“ in Nairobi, „sind keine Nachrichten.“ Auch weil wir es nicht gewohnt sind, „den Schwarzen“ bahnbrechende Leistungen zuzutrauen. Der weiße Blick auf Afrika ist immer noch getrübt.

Daß Haleka Gebru, wie die gesamte Bevölkerung des Bundesstaates Tigray, jedes Jahr einen Monat

lang freiwillig und unbezahlt im Umweltschutz arbeitet - auch das bleibt also hierzulande unbekannt. Nur wer ihre terrassierten Felderlandschaften im zerklüfteten Grand Canyon am Osthorn Afrikas gesehen hat, weiß ihre gigantische Sisyphosarbeit zu würdigen. Man stelle sich doch einmal vor: Die Deutschen verzichten auf ihren Urlaub und arbeiten dafür im Umweltschutz, im Krankenhaus oder Jugendheim. Undenkbar! Dabei könnten wir an diesem Punkt von den Afrikanern lernen, die Arbeit für das Gemeinwohl mit der größten Selbstverständlichkeit verrichten.

Keine Schlagzeilen, keine Nachahmungstäter

Zu lernen wäre übrigens noch vieles von diesem ach so geschundenen Kontinent: wie er seine alten Menschen behandelt, beispielsweise. Daß er sie nicht aufs Abstellgleis ausrangiert. Daß er ihnen höchstmöglichen Respekt zollt: Je älter, desto mehr Achtung und

Einfluß. Altwerden als glücklichste Lebensphase. Für uns abermals eine abstruse Vorstellung.

Äthiopier wie Haleka Gebru stützen sich bei ihrem Einsatz für ein besseres Leben auf eine Kirche, die ihnen ihr Auserwähltsein durch Gott praktisch in die Gene festgeschrieben hat. Die orthodoxen Äthiopier verstehen sich - in bewußter Abgrenzung von den Juden - als das wahre Volk des dreieinigigen Gottes. Lalibella mit seinen Felsenkirchen, das zweite Jerusalem in den Bergen Abessinien, preisen sie als das achte Weltwunder. Für mich selbst ist das ganze Land zu einer Art Wunder geworden. Bei meinen Reisen bin ich dem Zauber seiner schier endlosen Gebirgswelt, wo einst die Götter mit den Bergen Schach gespielt haben, aber auch dem Charme seiner Bewohner stets aufs neue erlegen. Ich gestehe, ich habe dieses Land liebgelernt.

Dürfen wir Reporter das, den Gegenstand unserer Berichte lieben? Mit scheint dies ein besserer Schlüssel als Verachtung und ▶



► eurozentrische Überheblichkeit, wie sie jahrhundertlang geherrscht und unser Verhältnis zu Afrika geradezu pathologisch deformiert haben. Über diesen Kontinent zu berichten gleicht deshalb therapeutischer Informationsarbeit und kann folglich ohne das Positive im Zentrum des Blicks nicht auskommen.

Wer das andere Afrika sucht und die guten Nachrichten, den faszinieren meist jene Länder, über die am wenigsten geschrieben und gesendet wird. Auch Mali, dieses Riesenland am Südrand der Sahara, aus fruchtbarsten Savannen und lebensfeindlicher Wüste gleichermaßen bestehend, hält etliche Überraschungsjoker bereit. In zwanzig Jahren habe ich nirgendwo soviel Lob für die deutsche Entwicklungshilfe gehört. „Ohne eure deutsche Hilfe wären wir, wäre unser Volk gar nicht mehr am Leben.“ Immer wieder hat man mir dies am Nigerfluß versichert, bis es mich schließlich beschämte. Hatten tatsächlich wir Deutsche diese Solidarität mit Mali geübt? Wo hierzulande doch kaum die Existenz dieses Landes bekannt ist.

Lob und Dank kamen von den sagenumwobenen „blauen Männern der Wüste“. Diese Tuareg, ein nomadisierendes Viehhaltervolk, hatten ihre Herden während einer Jahrhundertdürre verloren. Der mittlerweile gestürzte Diktator half nicht. Ihrem Untergang geweiht, rebellierten die Tuareg. Daraus wurde Krieg. Den alten Machthaber zwang eine malische „Wir-

sind-das-Volk“-Bewegung schließlich zum Abdanken. Die neue demokratische Führung hatte ein Einsehen, setzte auf Dialog statt auf Waffen.

Zwei Experten der deutschen Gesellschaft für technische Zusammenarbeit, Barbara und Henner Papendieck, beseelt vom Glauben an dieses alte Kulturland am Niger, lenkten die Bonner Projektmitte in die richtige Richtung: Lokale und regionale Versöhnungstreffen brachten die einstigen Kriegsgegner zusammen und ließen aus ihnen wieder Nachbarn und Mitbürger werden. Dann halfen sie den Tuareg, am Nigerfluß Land für eine neue Existenz urbar zu machen. Denn ohne Brot kein Frieden.

Anderes Afrika, anderer Islam

Es klingt wie ein Märchen. Das Gute daran ist, daß es sich in diesem angeblich friedlosen Afrika tatsächlich zugetragen hat. Ein Lehrstück also: Vertrackte Kriegskonflikte sind auch auf dem Schwarzen Kontinent lösbar, wenn man nur angemessene und angepaßte Strategien verfolgt. Und: Beistand von außen kann die Geschichte eines ganzen Landes positiv wenden. Afrika ist kein Faß ohne Boden. Das Tragische ist: keine Schlagzeilen, keine Nachahmungstäter. Und so bleibt vielleicht ein anderer Frieden, irgendwo in Afrika, ein Traum.

Auch über die junge Blüte der

Demokratisierung des Mali-Staates, wo jetzt die Kommunen autonom werden und damit die Diktatur der Hauptstadt über die Bauern des Landes endet, wäre noch etliches zu sagen. Wichtig ist die Quintessenz: Auch Afrika kann vernünftige, engagierte Politik machen. Ich bin auf meinen Reisen auf Aberhunderte von Vertretern der neuen Demokratiegeneration Schwarzafrikas getroffen. Sie pochen auf Veränderung, wollen sich von „den alten Monarchen“ ihrer Länder „nicht mehr in Käfige sperren lassen“. Sie haben Nationalkonferenzen durchgesetzt, auf denen eine Weichenstellung zur „Perestroika“ erfolgte: Botswana, Benin und Ghana, die Kapverden und Uganda - beispielsweise - haben den richtigen Weg eingeschlagen. Insbesondere Uganda verzeichnet traumhafte ökonomische Wachstumsraten und ist sogar dabei, ein eigenes, hausgemachtes Demokratiemodell auszutesten.

Zu entlarven wären in diesem Zusammenhang unsere stets zu hoch geschraubten Erwartungen. So fordern wir, daß die afrikanische Perestroika stets stromlinienförmig verlaufen soll. Doch nur im Auf und Ab kann der demokratische Prozeß zum Ziel kommen. Für Osteuropa akzeptieren wir das. Im Falle Schwarzafrikas bezweifeln, ja verneinen wir die Demokratiefähigkeit seiner Bürger.

Noch eine Überraschung war in dem einstigen Goldland Mali aufzuspüren, in der früheren Handelsmetropole Timbuktu, die ausgang des Mittelalters Zentrum eines humanen, wissenschaftlich hochentwickelten Islam war. Prägendes Erbe dieser Geschichte: muslimische Gelehrte und Imame, die die Toleranz als Grundfeste des wahren Islam verkünden. Dort fand ich die Gewißheit, daß 150 Millionen schwarzafrikanischer Muslime Allah friedfertig ergeben sind, daß sie die fundamentalistischen Gotteskämpfer jenseits der Sahara als blindwütige Terroristen verurteilen. Anderes Afrika, anderer Islam.

„Nichts ist verblüffender als die Wahrheit“, lautete das Glaubensbekenntnis des vielgerühmten Reporters Egon Erwin Kisch. Doch von den Verblüffungen Malis erfährt das Publikum wenig bis nichts. Unter dem Diktat der Quoten und Verkaufszahlen hatten auch die Somalier zu leiden, ja, die Wirklichkeit ihres Landes wurde geradezu vergewaltigt: Welch undankbares Volk von Kriegstreibern, das sich nicht mal durch die militärische Intervention unter dem

Schirm der Vereinten Nationen zum Frieden bringen ließ! Und in diesen Tagen, da ihr untergegangenes Staatswesen von einer Überschwemmungskatastrophe heimgesucht wird, wollen die somalischen Milizengänge wieder Wegezoll für die Hilfsgüter erpressen.

Somalias Kriminelle sind jedoch in der Minderheit, obwohl sie das Bild des Landes prägen. Mir kommen viel eher Ahmed und Omar in den Sinn, die in der Brandung des mittelalterlichen Raubritterkrieges integere Kämpfer für die Humanität geblieben sind. Sie haben mit ihrem Regionaldirektor Willy Huber aus dem SOS-Kinderdorf eine einzigartige medizinische Rettungsinsel geschaffen, das letzte noch funktionierende Krankenhaus in einem Land von der doppelten Größe Deutschlands. 297 655 schwer Erkrankte fanden hier im vergangenen Jahr Hilfe.

Diese Ahmeds und Omars gibt es allerorten in Afrika, lebende Garantien, daß unsere Spenden-Scherflein auch im Irrwitz von Krieg und Anarchie die geringsten unserer fernen Brüder und Schwe-

endlich aufgeplatzt. Alle Staaten Afrikas - mit Ausnahme Äthiopiens - sind willkürliche Gebilde des europäischen Kolonialismus. Nach der Unabhängigkeit hielten zunächst die Eisenklammern des Zentralstaats die inneren Gegensätzlichkeiten der künstlichen Vielvölkerkosmos unter der Decke. Damit machte die Demokratisierungswelle Schluß. Der Wind der schwarzen Perestroika entfachte - wie konnte es anders sein - die Freiheitssehnsüchte und Identitäten vieler Völker.

Hinzu kam und kommt die wirtschaftliche Ausblutung. Wo nur noch Brosamen vorhanden sind, muß um den spärlichen Rest gekämpft werden, sonst geht man - ohne die Waffen zu erheben - sowieso unter. An den Kriegs- und Wirtschaftskatastrophen sind wir reichen Nationen der Welt vielfach beteiligt. Wir wissen es. Wollen wir es auch wahrhaben? Und mehr noch: Wollen wir die Konsequenzen übernehmen, etwa Reparationen für die kolonialen Missetaten zahlen, das ausbeuterische Weltwirtschaftssystem reformieren, so



stern erreichen. Somalia steht als negatives Symbol für das bekannte Afrika, für das zweite - von Kriegen, Zerfall und Inferno geprägte - Gesicht unseres Nachbarkontinents. Neue gewaltige Eruptionen haben in diesem Jahr wieder ihre Blutasche ausgespuckt und Lava-spuren der Vernichtung hinterlassen. Der Krieg im Mobutu-Land Zaire, auf dessen Befreiungsalter unter den Augen der Weltöffentlichkeit 300 000 Hutu-Flüchtlinge geopfert wurden, dazu die monatelangen Umstürze in Sierra Leone und Kongo-Brazzaville, die fortgesetzte Eskalation im Südsudan-Konflikt, der neu aufgeflamte Krieg in Angola, die Kämpfe in der Zentralafrikanischen Republik, im Niger und im Tschad - das zweite Gesicht Afrikas trägt harte Züge. Schwarzafrikas Konflikte haben seit 1990 rund fünf Millionen Menschenleben gekostet.

Quo vadis, Afrika? Sogar dieser deiner Schrecken sind die deutschen Medien müde geworden. Nur wenn sich der US-Sender CNN deiner Greuel annimmt, hast du noch eine Erwähnungschance. Was wird aus Afrika? In dieser klagen- den Frage steckt auch jene nach Ursachen und Erklärungsmustern für die Krise. So gordisch verwoben und vielfältig die Kriegsgründe auch sind, eine Ursache ist den Konflikten gemeinsam: Die eitrigen Geschwüre des verhängnisvollen kolonialen Eingriffs sind nun

daß Afrikas Kaffeebauern statt Verelendungslöhnen ein faires Entgelt erhalten? Wir haben - das sagt selbst einer vom Statistischen Bundesamt - von Afrika mehr profitiert, als wir per Entwicklungshilfe gegeben haben. Denn in einer gerechten Weltwirtschaftsordnung müßten wir Aufkäufer weit aus mehr für die Rohstofflieferungen Schwarzafrikas bezahlen.

Man kann argumentieren, daß Afrika uns entwickelt hat - und nicht umgekehrt. Nähmen wir dies zur Kenntnis, so blickten wir nicht nur auf ein anderes Afrika, sondern ebenso auf ein anderes Ich. Ist also eine kollektive Verdrängungsleistung im Spiel, die notwendigerweise aus dem pathologischen Verhältnis zwischen Weiß und Schwarz resultiert?

„Afrika gibt es nicht“: Unter diesem Buchtitel hat mein Kollege Georg Brunold seine Erfahrungen als Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ in Nairobi zusammengefaßt (erhältlich als Rowohlt-Taschenbuch). Recht hat er mit seiner Gegenbotschaft. Der Kontinent zählt - je nach Definition - 1500 bis 5000 Völker (der Begriff Stamm, der die Afrikaner einer niedrigeren Zivilisationsstufe zuordnet, gehört in die kolonialistische Rumpelkammer), mit ebenso vielen Sprachen, Kulturen, Wert- und Weltvorstellungen, Glaubens-auffassungen. Wie könnte man da von dem Afrika sprechen? ►

■ Afrika II ■

Ärger um die Sammelbüchse

Weihnachtszeit, Spendenzeit - aber die Bürger sind verwirrt und die Helfer zerstritten

■ Mindestens vier Milliarden Mark spenden die Deutschen jedes Jahr, besonders in der Vorweihnachtszeit, für soziale Zwecke. Wer Geld überweist oder eine verplombte Sammelbüchse füllt, nimmt kaum wahr, daß immer mehr Organisationen mit immer härteren Methoden um sein Geld konkurrieren. Doch hinter den Kulissen veramerikanisiert sich der deutsche Spendenmarkt. Für die Dritte-Welt-Hilfe verheißt dies nichts Gutes.

Es geht nicht mehr in erster Linie um Altruismus, sondern um Geschicklichkeit. Weil kleinere Organisationen vortreten, sehen sich auch die Platzhirsche der

Hilfsszene - wie das Rote Kreuz und die kirchlichen Werke - vor der Notwendigkeit, ihre Spendenwerbung weiter zu professionalisieren. Doch in der neuen Unübersichtlichkeit versucht der Spender das Risiko, daß sein Geld in falsche Hände gerät, auf seine Weise zu minimieren: Er splittet seinen Gesamtbeitrag in Gaben von nur noch etwa 40 Mark, statt früher 60, auf. Und er wählt überschaubare Felder wie Umwelt und Soziales aus statt der Dritten Welt.

Als „Care Deutschland“ 1994 einen Ärzteinsatz für Ruanda vermasselte, traten die Risiken der neuen, mediengerechten Selbstdar-

stellung klar zutage. Als das ZDF Spenden ungeprüft an dubiose Organisationen weiterleitete, erschienen die modischen Bündnisse zwischen Helfern und Journalisten in neuem Licht. Als kürzlich eine eher unbekannt Organisation versuchte, per Internet aus dem Friedensnobelpreis für die Minenkampagne Kapital zu schlagen, erhellte dies den neuen Konkurrenzgeist.

Nun wird heftig gestritten, ob es stärkere Kontrollen geben müßte oder ob der Markt von selbst Transparenz schaffen wird. Viel deutet darauf hin, daß die Sammelbüchse bald nur noch unverplombt rappeln wird. CHRISTIAN SAUER

► Ausgerechnet Jürgen Schrepp, Chef von Daimler-Benz, hat die Nachteile unseres afropessimistischen Lückenbildes kürzlich benannt. Schrepp, der selbst lange in Südafrika gearbeitet hat, schwimmt nun gegen den Strom: „Afrika ist kein verlorener Kontinent, allenfalls ein vergessener, den es wieder zu entdecken gilt. Und dabei wollen wir helfen.“ Der neue Heinrich Barth (deutscher Afrikaforscher) des Globalisierungszeitalters gehört zur noch kleinen Kongregation von Afrika-Gläubigen, die auf Nelson Mandelas vielbeschworene Renaissance des Kontinents vertrauen.

Gewiß sind da mächtige Eigeninteressen im Spiel. Ebenso wie die agilen Amerikaner, die in ganz Zentralafrika den Einfluß der Franzosen zurückdrängen, wittert Schrepp den letzten „emerging market“, den Absatzmarkt der Zukunft, auf diesem Globus. Und es



gibt sie ja auch tatsächlich, die prosperierenden Teile des Kontinents. Deshalb will der Daimler-Chef die deutsche Wirtschaft auf Trab bringen, um zunächst dem südlichen Afrika zum asiatischen Tigersprung zu verhelfen.

Der Kurs des Stuttgarter Wirtschaftsbosses stimmt. Doch seine Initiative kann nur zum Erfolg führen, wenn sie durch einen Marshallplan der internationalen Gebergemeinschaft gestützt wird. Die reichen Nationen müssen anerkennen, daß sie zu einer zukunfts-festen Weltinnenpolitik verpflichtet sind. Sie müssen gemeinsam handeln, um die Auswüchse einer Wildwest-Globalisierung in den armen Ländern einzudämmen. Das entspricht auch den Interessen aller abhängig Beschäftigten bei uns.

Die Privatwirtschaft kann nicht alles können. Einem Bauern wie Haleka Gebru würde sie nicht unter die Arme greifen. Dessen

Schicksal aber hat sich durch die Mittel der internationalen Entwicklungszusammenarbeit gewendet. Alles in allem ein immenses Aufgabenfeld, gerade für die Medien. Die „Eine Welt“ verkauft sich gut, denn sie allein hilft allen. Dämmert uns dies jetzt, wo wir die globalisierenden Negativ-Konsequenzen der zerbrochenen Welt hautnah spüren?

.....



Walter Michler

Der mehrfach ausgezeichnete Journalist berichtet seit 20 Jahren aus und über Afrika

Foto: Hammer-Verlag